

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Philippa Gregory

Order of Darkness

Schicksalstochter

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Castel Sant' Angelo

Rom, Juni 1453

Dröhnendes Klopfen an der Tür riss ihn so un-
sanft aus dem Schlaf, als wäre vor seiner Nase
eine Kanone abgefeuert worden. Der junge Mann wühlte
unter dem Kissen nach seinem Dolch und stolperte bar-
fuß über den eisigen Steinboden. Er hatte von seinen
Eltern geträumt, seinem Zuhause, und er biss die Zähne
zusammen, um gegen die übermächtige Woge der Sehnsucht
anzukämpfen, die ihn niederdrückte, der Sehnsucht
nach allem, was er verloren hatte: den Hof, seine Mutter,
sein früheres Leben.

Wieder ertönte das donnernde Klopfen. Er verbarg den
Dolch hinter dem Rücken, schob den Riegel zurück und
öffnete die Tür vorsichtig einen Spalt. Draußen stand eine
dunkle Gestalt, deren Gesicht von einer Kapuze verhüllt
war, flankiert von zwei untersetzten Männern, die bren-
nende Fackeln trugen. Einer von ihnen hob seine Fackel,
so dass ihr Licht auf den schlanken jungen Mann fiel, der
nur mit einer Kniehose bekleidet und von der Taille auf-
wärts nackt war. Seine braunen Augen blitzten unter den
dunklen Haaren hervor, die ihm in die Stirn fielen. Er war
etwa siebzehn und hatte noch das unschuldige Gesicht

eines Jungen, doch den Körper eines Mannes, der von harter Arbeit gestählt war.

»Luca Vero?«

»Ja?«

»Du musst mit mir kommen.«

Sie sahen sein Zögern. »Sei nicht töricht. Wir sind zu dritt, du bist allein, und mit dem Dolch, den du da hinterm Rücken hast, wirst du kaum etwas ausrichten können.«

»Das ist ein Befehl«, sagte der andere barsch. »Keine Bitte. Du hast Gehorsam geschworen.«

Luca hatte seinem Orden Gehorsam geschworen, nicht diesen Fremden, doch er war aus dem Kloster verbannt worden, und jetzt, so schien es, musste er sich jedem beugen, der ihm einen Befehl zurief. Er wandte sich zum Bett, setzte sich, um die Stiefel anzuziehen, schob den Dolch in die weiche Lederhülle, zog ein leinenes Hemd über und legte seinen abgetragenen Wollumhang um die Schultern.

»Wer seid Ihr?«, fragte er, während er widerstrebend zur Tür ging.

Der Mann gab keine Antwort. Er drehte sich schweigend um und schritt voran, während die beiden Wachen vor Lucas Zelle darauf warteten, dass er ihm folgte.

»Wohin bringt Ihr mich?«

Die beiden Wachen gingen dicht hinter ihm, sobald er sich in Bewegung setzte. Auch sie gaben keine Antwort.

Luca wollte fragen, ob er verhaftet worden sei, ob er zur Hinrichtung geführt werde, aber er wagte es nicht. Schon die Fragen machten ihm Angst, und der Gedanke an die Antwort erfüllte ihn mit Panik. Er spürte den Angstschweiß unter seinem Umhang, obwohl die Luft eisig war und die dicken Mauern kalt und feucht.

Er wusste, dass er sich in einer gefährlicheren Lage befand als je zuvor in seinem jungen Leben. Gestern erst hatten ihn vier vermummte Gestalten aus seinem Kloster geholt und ohne ein Wort der Erklärung hierher in dieses Gefängnis gebracht. Er wusste nicht, wo er war oder wer ihn gefangen hielt. Er wusste nicht, weshalb man ihn anklagte. Er wusste nicht, welche Strafe ihn erwartete. Er wusste nicht, ob man ihn schlagen, foltern oder töten würde.

»Ich möchte einen Priester sehen. Ich möchte beichten ...«, stammelte er.

Doch sie achteten nicht auf ihn, drängten ihn nur weiter den engen gemauerten Korridor entlang. Es war still, die Türen der Zellen zu beiden Seiten des Gangs waren verschlossen. Er konnte nicht sagen, ob es ein Gefängnis oder ein Kloster war. Es war so kalt und still. Es musste kurz nach Mitternacht sein. Das Gebäude lag in tiefer Dunkelheit. Lucas Führer bewegte sich lautlos durch den Gang, steinerne Stufen hinunter, durch eine große Halle, eine kleine Wendeltreppe hinab, in eine Dunkelheit, die

immer tiefer und schwärzer wurde, wie die Luft kälter und kälter.

»Ich will wissen, wohin Ihr mich bringt«, beharrte Luca, doch seine Stimme bebte vor Angst.

Niemand antwortete ihm, die Wachen hinter ihm traten nur etwas näher.

Am Fuß der Treppe konnte Luca einen Torbogen und eine schwere Holztür ausmachen. Der Anführer öffnete sie mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche seines Umhangs zog, und gab Luca ein Zeichen hindurchzutreten. Als er zögerte, rückte einer der Wachmänner hinter ihm so nahe, dass das bedrohliche Gewicht seines Körpers ihn weiterdrängte.

»Ich bestehe darauf ...«, japste Luca.

Ein fester Stoß beförderte ihn durch die Tür. Er schnappte nach Luft, als er sich plötzlich an der Kante eines hohen, schmalen Mauervorsprungs wiederfand. Tief unter ihm schaukelte ein Boot auf dem Fluss. Das Ufer in der Ferne war nur verschwommen erkennbar. Luca wich von der Kante zurück. Er hatte plötzlich das schwindelerregende Gefühl, dass es den Männern einerlei war, ob sie ihn die steile Treppe zum Boot hinunterführten oder über die Kante auf die Felsen hinabstießen.

Der Anführer ging leichtfüßig die feuchten Stufen hinab, stieg in den Kahn und sagte etwas zu dem Steueremann, der am Heck stand und das Boot mit geschickten

Ruderschlägen gegen die Strömung hielt. Dann blickte er zu dem hübschen, blassen Jungen auf.

»Komm her«, befahl er.

Luca hatte keine Wahl. Er folgte dem Mann über die glitschigen Stufen, kletterte in das Boot und setzte sich auf die hölzerne Bank am Bug. Der Bootsmann wartete nicht auf die beiden Wachen. Er steuerte seinen Kahn in die Mitte des Flusses und ließ ihn von der Strömung die Stadtmauer entlangtreiben. Luca blickte ins Wasser. Wenn er sich seitlich hinabfallen ließ, würde er flussabwärts treiben – vielleicht könnte er mit dem Strom schwimmen, ans andere Ufer gelangen und fliehen. Doch in Anbetracht der starken Strömung erschien es ihm wahrscheinlicher, dass er ertrinken würde, selbst wenn sie ihn nicht verfolgten und mit dem Ruder besinnungslos schlugen.

»Herr«, sagte er und bemühte sich, würdevoll zu klingen. »Darf ich fragen, wohin wir fahren?«

»Das erfährst du früh genug«, lautete die knappe Antwort.

Der Fluss umschloss wie ein breiter Graben die hohen Stadtmauern Roms. Der Steuermann hielt das Boot im Windschutz der Mauern, außer Sichtweite der Wachen hoch über ihnen. Dann sah Luca den schattenhaften Umriss einer Steinbrücke und direkt davor ein Gittertor in der Steinmauer. Während der Kahn darauf zusteuerte, hob

sich das Gitter lautlos, und mit einem geübten Ruderschlag des Steuermandes glitten sie in ein von Fackeln erhelltes Gewölbe.

Luca schauderte. Er wünschte, er hätte sein Glück im Fluss versucht. Ein halbes Dutzend grimmig dreinblickender Männer erwartete sie. Während der Steuermann nach einem Metallring an der Mauer griff, um das Boot festzumachen, streckten sie die Arme aus, zerrten Luca aus dem Kahn und schubsten ihn in einen schmalen, stockfinsternen Gang. Luca fühlte die dicken Steinmauern zu beiden Seiten und die Holzdielen unter seinen Füßen, und er hörte seinen eigenen Atem, rasselnd vor Angst. Vor einer schweren Holztür blieben die Männer stehen, klopfen ein einziges Mal fest dagegen und warteten.

Eine Stimme aus dem dahinterliegenden Raum rief »Herein!«, und der Anführer schwang die Tür auf und stieß Luca nach vorn. Mit hämmerndem Herzen taumelte er blinzelnd in die plötzliche Helligkeit des von zahlreichen Wachskerzen erleuchteten Raums und hörte die Tür hinter sich ins Schloss fallen.

Ein Mann saß ganz allein an einem Tisch, auf dem mehrere Dokumente ausgebreitet waren. Er trug einen Umhang aus so dunklem blauen Samt, dass er fast schwarz wirkte. Die Kapuze verbarg sein Gesicht vollständig vor Luca, der vor dem Tisch stand und gegen seine Angst ankämpfte. Was auch immer geschehen mochte, beschloss

er, er würde nicht um Gnade winseln. Irgendwie würde er die Kraft finden, alles auszuhalten, was auch immer geschah. Er würde weder sich selbst noch seinen tapferen, würdevollen Vater beschämen, indem er wie ein Mädchen wimmerte.

»Du fragst dich sicher, warum du hier bist, wo du dich befindest und wer ich bin«, sagte der Mann. »Ich werde dir Antworten auf diese Fragen geben. Aber zuvor musst du mir alle Fragen beantworten, die ich dir stelle. Hast du verstanden?«

Luca nickte.

»Du darfst nicht lügen. Dein Leben hängt an einem seidenen Faden, und du kannst nicht vorhersehen, welche Antworten ich bevorzuge. Sag mir die Wahrheit. Du wärst ein Narr, wegen einer Lüge zu sterben.«

Luca versuchte zu nicken, doch er brachte nur ein Zittern zustande.

»Du bist Luca Vero, ein Novize des Klosters St. Xaver, und du bist dem Orden im Alter von elf Jahren beigetreten. Du bist seit drei Jahren Waise. Deine Eltern sind gestorben, als du vierzehn warst.«

»Meine Eltern sind verschwunden«, korrigierte Luca. Er räusperte sich. »Vielleicht sind sie nicht tot. Sie wurden bei einem Überfall der Osmanen gefangen genommen, aber keiner hat gesehen, dass sie getötet wurden. Keiner weiß, wo sie jetzt sind. Sie könnten noch am Leben sein.«

Der Inquisitor machte eine Notiz. Luca beobachtete, wie sich die Spitze der schwarzen Feder über das Papier bewegte. »Du hoffst«, sagte der Mann, »du hoffst, dass sie noch leben und du sie wiedersehst.« Er ließ es wie die größte Torheit klingen.

»So ist es.«

»Die Brüder haben dich aufgezogen, du hast das Gelübde ihres heiligen Ordens abgelegt, und doch bist du zu deinem Beichtvater und dann zum Abt gegangen und hast behauptet, dass die Reliquie des Klosters, ein Nagel des heiligen Kreuzes, nicht echt sei.«

Die monotone Stimme klang anklagend. Luca wusste, dass ihm Gotteslästerung vorgeworfen wurde. Er wusste auch, dass die einzige Strafe auf Gotteslästerung der Tod war.

»Ich wollte nicht ...«

»Warum hast du behauptet, dass die Reliquie nicht echt sei?«

Luca blickte auf seine Stiefel, auf den dunklen Holzboden, auf den schweren Tisch, auf die gekalkten Wände – überallhin, außer in Richtung des Mannes, der ihn mit leiser Stimme befragte. »Ich werde den Abt um Vergebung bitten und Buße tun«, sagte er. »Ich wollte nicht gotteslästerlich sein. Vor Gott bin ich kein Sünder. Ich hatte nichts Böses im Sinn.«

»Darüber werde ich entscheiden. Ich habe Männer ge-

sehen, die jünger waren als du und Geringeres verbrochen hatten, die auf der Folterbank um Gnade winselten, als ihnen die Gelenke ausgekugelt wurden. Ich habe stärkere Männer als dich um den Scheiterhaufen flehen hören, weil sie sich nach dem Tod sehnten, damit er sie von den Schmerzen erlöste.«

Luca fröstelte beim Gedanken an die Inquisition, die dieses Schicksal für ihn beschließen und ausführen lassen und es noch dazu der Ehre Gottes zuschreiben konnte. Er wagte nichts mehr zu sagen.

»Warum hast du behauptet, dass die Reliquie nicht echt sei?«

»Ich wollte nicht ...«

»Warum?«

»Die Reliquie ist Teil eines Nagels, etwa drei Zoll lang und ein Viertel Zoll breit«, erklärte Luca widerstrebend. »Das sieht man, auch wenn sie jetzt von Gold und Juwelen bedeckt ist. Die Größe ist immer noch erkennbar.«

Der Inquisitor nickte. »Und?«

»Die Abtei von St. Peter hat einen Nagel des Kreuzes. Die Abtei von St. Joseph auch. Ich habe in der Bibliothek nachgelesen, ob es noch weitere gibt. Es gibt allein in Italien über vierhundert Nägel. Und in Frankreich, in Spanien und England sogar noch mehr.«

Das Schweigen des Mannes ließ sein Missfallen nahezu greifbar werden.

»Ich habe die wahrscheinliche Größe der Nägel berechnet«, gestand Luca kläglich. »Ich habe die Anzahl der Teile errechnet, in die man sie hätte brechen können. Es kam nicht hin. Es gibt zu viele Reliquien des heiligen Kreuzes, als dass sie alle von einer einzigen Kreuzigung stammen könnten. In der Bibel steht: »ein Nagel in jeder Hand und ein Nagel durch die Füße«. Das sind nur drei Nägel.« Luca warf einen Blick in das von der Kapuze halb verborgene Gesicht seines Befragers. »Das zu sagen ist keine Gotteslästerung, das kann ich nicht glauben. Es steht doch so in der Bibel. Wenn man die Nägel dazuzählt, die zum Aufbau des Kreuzes nötig waren, sind das vier, um den Querbalken zu halten. Das ergibt sieben Nägel. Nur sieben. Angenommen, jeder Nagel ist etwa fünf Zoll lang. Das macht insgesamt fünfunddreißig Zoll. Aber es gibt Tausende Reliquien. Damit ist nicht gesagt, welche Reliquie echt ist und welche nicht. Das kann ich nicht beurteilen. Aber ich kann nicht darüber hinwegsehen, dass es zu viele Nägel gibt, als dass sie alle von einem einzigen Kreuz stammen können.«

Noch immer sagte der Mann nichts.

»Es sind Zahlen«, sagte Luca hilflos. »So denke ich. Ich denke über Zahlen nach – sie interessieren mich.«

»Das hast du ganz allein in Erfahrung gebracht? Und du hast ganz allein beschlossen, dass es auf der Welt zu viele Nägel in Kirchen gibt, als dass sie alle echte Nägel vom heiligen Kreuz sein könnten?«